

Das Reichsbanner

Sozialdemokratische Partei
Deutschlands
Partei Vorstand
Bibliothek



Ch

in und Potsdam

27884

Das Ganze Sammeln!

Von B. von Deimling General d. Inf. a. D.

Als das Schiff in schwerer Seenot war, da stand die Reaktion nur nörgelnd und kritisierend bei Seite ohne auch nur die helfende Hand zu bieten. Jetzt, wo die Demokratie es fertig gebracht hat, das Schiff trotz Sturmgebraus vor dem Scheitern zu bewahren und es allmählich in ruhigeres Fahrwasser hinein zu steuern, wo am Horizont schon ein Silberstreifen leuchtet — jetzt drängt sich die Reaktion vor und möchte das Steuer selbst in die Hand nehmen.

Das darf niemals geschehen; denn der Kurs ginge rückwärts — wieder hinein in den Sturm — und würde schließlich zum Sturz der Republik und zu einem neuen Krieg führen.

Gegen diese Gefahren müssen alle Deutschen, die in der Erhaltung und Befestigung der bestehenden Staatsform und in der friedlichen Arbeit am Wiederaufbau im Zusammenwirken mit den anderen Völkern den einzigen Weg zu unserem Wiederaufstieg erblicken, sich die Hände reichen und müssen sich zusammenschließen zu einem großen republikanischen Block, dessen Kern das „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ mit seinen drei Millionen sturmerprobter Männer ist. Vor der machtvollen Einigkeit eines solchen republikanischen Blockes wird die Reaktion sich in die äußersten Winkel vertriehen müssen. Da gehört sie hin. Denn sie hat aus dem Weltkrieg nichts gelernt und ist unfähig zu begreifen, daß eine neue Zeit da ist, mit der wir mitgehen müssen, wenn wir nicht unter die Räder kommen wollen.

Deshalb muß jetzt die Parole für das Deutsche Volk sein:

**„Das Ganze sammeln unter dem Reichsbanner
Schwarz-Rot-Gold!“**

Vom Dappschwert.

Hon. Kämmerer Prof. Dr. Ludwig Bergsträsser, Mitglied des Reichstags.

Die Fragen der auswärtigen Politik sind immer noch in den politischen Kämpfen in Deutschland vorherrschend. Dabei kann man im großen und ganzen zwei Richtungen unterscheiden. Die einen haben auch nach dem Weltkriege daran festgehalten, daß ein großer Staat auswärtige Politik nur machen könne mit Machtmitteln, d. h. auf demselben Wege, der bis in den Krieg hinein von allen Mächten beschritten wurde. Selbst wenn man einmal die grundsätzliche Frage außer Acht läßt, ob wirklich in Zukunft die auswärtige Politik etwa durch eine Weiterentwicklung des Völkerbundes sich nur im Rahmen friedlicher Erörterungen abspielen wird, muß man bei einer ruhigen und sachlichen Betrachtung der Lage Deutschlands zu dem Ergebnis kommen, daß wir seit 1918 und noch auf längere Zeit hinaus überhaupt keine anderen Mittel der auswärtigen Politik haben als die der friedlichen Methode.

Es ist eine Tatsache, daß wir kein Heer haben, das einer großen kriegerischen Auseinandersetzung gewachsen wäre. Wir können also dieses Heer bei politischen Entscheidungen nicht in die Waagschale werfen; können es nicht, auch wenn wir der Ueberzeugung sind, daß es innerhalb der engen Grenze seiner Zahl das Mögliche leistet. Diese eine Tatsache genügt, Deutschland einfach zu zwingen, sich außenpolitischen Mittel zu bedienen, die von den früheren verschieden sind. Es ist das große und bleibende Verdienst des Reichskanzlers Wirth und seines Außenministers Rathenau, daß sie hieraus die Folgerung zogen. Deutschland konnte sich den schwersten neuen außenpolitischen Katastrophen nur entziehen, wenn es den guten Willen zeigte, den Friedensvertrag von Versailles im Rahmen des Möglichen zu erfüllen. Beide Männer waren der festen Ueberzeugung, daß sich daraus von selbst ergeben werde, wie unmöglich die Bedingungen dieses Friedens seien, und sie wußten, daß nur auf diesem Wege in der öffentlichen Meinung der gegnerischen Länder diese Einsicht durchbringen würde. Die Londoner Abmachungen sind das Ergebnis dieser Politik. Man soll sie als Erfolg gewiß nicht überschätzen, denn es bleibt uns noch sehr viel zu wünschen und zu erreichen; ganz abgesehen davon, daß nach dem Urteil wirtschaftskundiger Kreise auch die neuen Verpflichtungen auf die Dauer höchst wahrscheinlich zu schwer sind. Trotzdem bedeuten die Ergebnisse von London eine Erleichterung, zunächst in wirtschaftlicher Beziehung. Wir können die deutsche Währung halten. Heute schon hat sich die

Geldnot gemilbert. Auch in politischer Hinsicht sieht es anders aus als noch vor einigen Monaten. Wenn man im Wahlkampf im April als sicher hingestellt hätte, daß die Franzosen auch nur das kleinste Stück des Ruhrgebiets räumen würden, wäre man ausgelacht worden. Heute ist auch Frankreich nicht mehr in der Lage, Einspruch dagegen zu erheben, daß Deutschland mit einem ständigen Ratsitze, also als Großmacht, in den Völkerbund eintritt. Niemand kann leugnen, daß das Fortschritte sind, niemand kann leugnen, daß sie mit den Mitteln der friedlichen Politik erreicht wurden.

Ob sie groß oder klein sind, darüber kann man gewiß verschiedener Meinung sein. Aber gerade diejenigen haben kein Recht, das Erreichte zu schmälern, die alles getan haben, der Regierung auf ihrem schweren Wege Schwierigkeiten zu bereiten.

Die geschilderte Außenpolitik beruht zu einem großen Teil auf der Stimmung, die das Ausland uns gegenüber hat. Da ist es denn doch kein Zweifel, daß die freundlicheren Gesinnungen immer wieder aufs schwerste erschüttert werden, daß jeweils neue Rückschläge kommen, wenn Stahlhelmbündler militärisch aufgezogene Demonstrationen veranstalten und wenn sie dabei ein fürchterliches Revanchegeschrei anstimmen. Wie oft hat man von jener Seite gehört, Deutschland kann nur gerettet werden, wenn wir sofort am Rhein den Krieg gegen die Franzosen beginnen. Es ist das selbstverständlichste Ding von der Welt, daß diejenigen Kreise in Frankreich, die einen Frieden mit Deutschland um keinen Preis wollen, alle derartigen leeren Drohungen sammeln und zu neuer Heze verwenden. Man weiß drüben natürlich, wie es um die tatsächliche Macht und die wirklichen militärischen Möglichkeiten Deutschlands bestellt ist, aber es ist sehr bequem und sehr leicht, auf den Willen zum Unfrieden, der in Deutschland herrsche, hinzuweisen und daraus zu folgern, bei solcher Gesinnung deutscher Kreise helfe nur die Anwendung der Gewalt. Daß man dort Machtmittel hat und anwenden kann, haben wir im Ruhrkrieg erfahren; und daß wir ihnen nichts entgegen setzen können. Das ganze Gebahren der Stahlhelmlaute ist also den Tatsachen gegenüber lächerlich. Theaterdonner. Ein wirkliches Schwert haben auch sie nicht; so drohen sie mit dem Pappschwert. An sich könnte man sie dieser Lächerlichkeit überlassen, wenn die Wirkungen nach außen nicht so schlimm wären. Da sie es sind, kann man nur immer wieder betonen, daß sie mit ihren leeren Demonstrationen das Vaterland in Gefahr bringen. Wenn man ihnen guten Glauben zuschreibt, kann man geradezu von einem fahrlässigen Vaterlandsverrat sprechen.

Außenpolitisch vermögen sie nichts, innerpolitisch haben sie eine Zeitlang geglaubt, bestimmte Ziele erreichen zu können. Die Möglichkeit bestand vielleicht, solange wir nicht organisiert gewesen sind. Heute ist es auch damit aus. Die Kreise, die hinter den rechtsradikalen Organisationen stehen, die Schwerindustriellen und Großagrarien, die ihnen das Geld gaben, sind schon jetzt die betrübten Lohgeber. Auch innerpolitisch schwingt der Stahlhelm nur ein Dappschwert.

Weiß er es selbst? Vielleicht, denn sonst würde er kaum gelegentlich das Dappschwert mit der Pfefferbüchse vertauschen und zu Hunderten einem einzelnen Andersdenkenden auslauern. Mut!

Vom alten Heer zur neuen Wehr.

Von Generalmajor a. D. Dr. h. c. Freiherr von Schoenaich.

Wenn die Masse der alten Offiziere heute beseelt ist von dem Gedanken, die alten Zustände wieder herzustellen, es koste, was es wolle, so steckt darin neben sehr viel Egoismus zweifellos auch viel ehrliche, aber verblendete Vaterlandsliebe. Zu diesen ehemaligen Friedensoffizieren gesellten sich dann die sehr vielen, im Kriege beförderten Offiziere, die zum großen Teil aus Gesellschaftsschichten stammten, aus denen das Offizierskorps sich früher nicht rekrutierte. Gerade diese Herren hatten geglaubt, in eine höhere Klasse aufzusteigen, und nun ist diese Klasse selbst verschwunden.

Diese Kreise sind seit dem mißglückten Rapp-Dutsch nicht müßig gewesen. Sie haben Organisationen geschaffen, die über das ganze Land reichen. Die Offiziere und ihr Anhang sind das Gerippe der Organisationen, die großen Wirtschaftsgruppen sind die Geldgeber. Das einzige Ziel ist Sturz der Republik und Wiederherstellung des früheren Zustandes. Wenn vielfach dabei die Vorbereitung für einen Revanchekrieg als das Hauptziel hingestellt wird, so halte ich das für eine plumpe Täuschung, denn ein halbwegs gebildeter Offizier muß die Unmöglichkeit eines Krieges in unserer Lage einsehen. Wenn es ihnen ernst damit wäre, würden sie auch nicht so viel davon reden. Durch dieses törichte Geschwätz von einem technisch und politisch unmöglichen Revanchekrieg ist nun in Frankreich und bei seinen Trabanten der Glaube entstanden, Deutschland bereite sich tatsächlich für einen baldigen Revanchekrieg vor. Dadurch ist zwangsläufig jene Außenpolitik entstanden, die schließlich zu dem unglückseligen Ruhrkrieg führte, an dessen Liquidierung heute die ganze Kulturwelt das größte Inter-

esse hat. Diese Liquidierung ist aber nur dann möglich, wenn die Macht solcher Organisationen, die nur auf den tiefen Haß gegen die demokratische Republik eingeschworen sind, gebrochen ist.

Zur Beurteilung der Frage, ob das heute noch möglich ist, müssen wir einen Blick auf diese Organisationen werfen. Die zahlreichen, ganz militärisch organisierten Bünde einzeln aufzuzählen, ist schon deshalb unmöglich, weil täglich neue entstehen. Diese Bünde, die sich mit Vorliebe als überparteilich bezeichnen, sind die Stoßtrupps der Deutschnationalen Volkspartei und der Deutschvölkischen Freiheitspartei. Die politische Abgrenzung zwischen diesen Parteien ist vielfach noch flüchtig. In den Bünden spielt die Person des jeweiligen Führers die Hauptrolle. Die Mitglieder sind größtenteils Studenten und Schüler, die niemals Pulver gerochen haben, die aber meist einen Gummihüpfel oder Schlagring in der Tasche tragen. Viele davon sind ehrliche Idealisten, viele aber Landstrecktsnaturen, haltlose Abenteuerer oder sonstige Opfer des demoralisierenden Krieges. Da die Deutschvölkische Freiheitspartei neuerdings in ihrem Programm Forderungen aufgestellt hat, die mehr als margittisch sind, haben sich ihr zahlreiche frühere Sozialisten angeschlossen. Daß diese Forderungen politisch ernst gemeint sind, ist unwahrscheinlich, weil in solchem Fall die großen Wirtschaftsgruppen kaum die gewaltigen Mittel für die Bünde liefern würden. Daß nennenswerte Vorräte kriegsbrauchbarer Waffen vorhanden sind, ist unwahrscheinlich, sicher nicht so viele, daß sie einem technisch modern ausgerüsteten Heere Schwierigkeiten bereiten könnten.

Wohl aber, das muß mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, sind die Bünde für den innern Bestand der deutschen Republik eine große Gefahr. Vor allem deswegen, weil der größte Teil der akademisch gebildeten Lehrer, einschließlich der Universitätsprofessoren ihre begeisterten Freunde sind und für dauernden Nachwuchs sorgen. Die politisch rechtsradikale Einstellung der meisten Hochschullehrer bringt nicht nur eine Verrohung der Jugend mit sich, sondern auch eine schwere Schädigung der Wissenschaft. Zu der auch früher schon bestehenden Cliquenwirtschaft ist ein Hineinzerren der Politik in die Wissenschaft gekommen, das beispiellos ist. Albert Einstein, der unbestritten größte Mathematiker der Neuzeit, wurde von Studenten mit Stinkbomben beworfen, weil er Jude und Pazifist ist. Der berühmte Rechtsgelehrte Walter Schüdting hat aus Marburg weichen müssen, weil den Herren Studenten sein Pazifismus nicht gefiel. Friedrich Wilhelm Förster, der bedeutendste Sozialpädagoge und Sozialethiker, findet überhaupt keinen Lehrstuhl in Deutschland,

und der Verfasser der Biologie des Kriegeres, Nicolai, der jetzt die argentiniſche Univerſität Cordoba ziert, wurde noch auf der Überfahrt von rechtsradikalen Narren durch Anpöbelungen verfolgt. Das iſt der Vorkriegsmilitarismus, ins Lächerliche und Traurige verzerrt.

Dieſe, nicht erſt ſeit geſtern beſtehende, ſeit dem Rapp-Duſch ununterbrochen gewachſene Kraft iſt deſwegen beſonders bedenklich, weil große Teile der Staatsbeamten, namentlich der Juſtiz, ihrem Eide zum Troh, mehr oder minder offen Hilfsdienſte leiſten. Herr v. Pöhner, der ſich bei dem Münchener Prozeß offen ſeines fünfjährigen Hochverrats rühmte, iſt leider keine Einzelerſcheinung. Dieſer Macht ſtehen als Gegengewicht gegenüber nur die Reichswehr und nur aber Teile der Schutzpolizei; vielfach iſt auch ſie von den Bünden gewonnen worden.

Die große Frage iſt heute, ob die Reichswehr ein unbedingt zuverlässiges Inſtrument in der Hand der republikaniſchen Regierung iſt oder nicht. Das bekannte Wort des Generals v. Seeckt wird verſchieden zitiert. Die einen behaupten, er hätte geſagt: „Der einzige Menſch, der in Deutschland einen Duſch machen kann, bin ich, und ich tue es nicht.“ Andere behaupten, er hätte geſagt: „Ich tue es noch nicht.“ Doch wie dem auch ſei, als ſicher kann gelten, daß der Münchener Duſch nur dadurch zerbrochen iſt, daß Seeckt feſt entſchloſſen war, gegen die Duſchiſten, einschließlich des Hochverrätters Loſſow, mit Waffengewalt vorzugehen, und daß die Reichswehr ganz ſicher ſeinem Befehl gefolgt wäre. Dieſem Aktivismus der bewieſenen Zuverlässigkeit ſtehen doch aber mancherlei Paſſiva gegenüber. Als ſchwerſtes das, daß Herr v. Loſſow, den das Reichswehrminiſterium nach München geſchickt hatte, weil es ihn für perſönlich zuverlässig hielt, glatt abfiel, als Herr v. Kahr es von ihm forderte, und daß die ganze bayeriſche Division dieſen Umfall mitgemacht hat.

Die Frage, ob das heutige republikaniſche Deutschland militariſtiſch bedacht iſt oder nicht, muß danach mit einem vollen „Ja“ beantwortet werden. Der Militarismus iſt in der Form anders als in der Vorkriegszeit, im Weſen aber eher ſtärker und gefährlicher. Früher war die ganze Staatsgewalt offen Träger des Militarismus, Lehrer, Beamte und Vereine taten nur etwas Selbſtverſtändliches, wenn ſie im Sinne der Staatsgewalt arbeiteten. Die antimilitariſtiſchen Gruppen waren ſich der Ausſichtsloſigkeit des Kampfes wohl bewußt, wichen einem ſolchen daher im allgemeinen aus. Es war eine glatte Rechnung für die geſamte Innen- und Außenpolitik.

Heute sollte, der Verfassung nach, eine demokratische, völkerver-söhnende Regierung vorhanden sein, stark genug, militärische Kräfte zu brechen. Tatsächlich bilden heute die rechtsradikalen, militärisch gesinnten Gruppen eine solche Macht, daß die Staatsgewalt oft vor ihr kapituliert oder mindestens wohlwollende Neutralität übt. Die Reichswehr ist ein Buch mit sieben Siegeln. Der Kampf zwischen Militarismus und Antimilitarismus wird aber mit ungleich mehr Erbitterung geführt als früher. Die zahlreichen politischen Morde der letzten Jahre sind nur Symptome dieses Kampfes, in dem der Sieg mehr und mehr zu den Militaristen neigt.

Nach dem Zusammenbruch des Weltkrieges prägten die Schuldigen das berücksichtigte Wort von dem von rückwärts erdolchten siegreichen Heer. Auch diese schamlose Abwälzung von Schuld und Verantwortung ist ein Erzeugnis des Militarismus, der es eben gar nicht fassen kann, daß jemand an seiner Vorzüglichkeit zweifelt. Das selbe häßliche Spiel mit Schuld und Verantwortung wurde in München zwischen den beiden militärischen Gruppen Ludendorff und Lossow gespielt, die trotz alledem wagen, sich beide als die zukünftigen Retter des Volkes anzupreisen.

Voraussetzung für eine Befriedung der Welt ist Bruch mit jedem militärischen Geist, in welchem Land und in welcher Form er sich immer zeigen möge. Die geistige, technische und politische Abrüstung der Völker wird dann ein Leichtes werden. Voraussetzung für einen Bruch mit dem Militarismus ist die ehrliche Erforschung seiner Fehler. Nur dann können alle die edlen und disziplinierten Kräfte sich voll entfalten, die in der alten Wehrmacht vorhanden waren, die aber von den üblen Entartungen des Militarismus überwuchert wurden. Die heute in blinder Wut alles Neue schmähend und der Vergangenheit kritiklos nachtrauern, dienen nicht ihrem Volke, sondern einem Götzchen. Nur wenn das deutsche Volk den sittlichen Mut aufbringt, an sich selbst zu arbeiten, nur dann kann es wieder aufwärts steigen.

Das alte heilige Potsdam.

Von Kamerad Professor Martin Sobohm (Universität Berlin.)

„Potsdam ist heiliger Boden!“ „Potsdam ist ein Symbol!“ „Potsdam ist Nationalheiligtum!“ So rief in den Tagen, als Professor Basch erwartet wurde, das rechtsstehende Potsdamer-Bürgertum. Potsdam müsse rein gehalten werden von allem, was dem nationalen Geist widerspreche.

Warum soll man sich diesem Wunsche nicht anschließen? Die Stadt der preussischen Könige hat eine große geschichtliche Vergangenheit. Was unseren Vorfahren ehrwürdig war, das ist eben deswegen auch uns ehrwürdig.

Jedoch was sind es für Dinge, von denen der Potsdamer Boden rein erhalten werden soll? Was fordert echter nationaler Geist, und was widerspricht ihm? Darüber gehen die Meinungen auseinander.

Wenn es heißen soll: Potsdam in Deutschland voran, voran auf dem Wege zum Fortschritt, zur Volksreise, zur Völkerverständigung,— dann sind wir Bannerträger des schwarz-rot-goldenen Reiches mit vollem Herzen bei der Sache. Aber was in der „Potsd. Tageszeitung“ zu lesen war, klang umgekehrt, als ob für Potsdam eine Art reaktionärer Exterritorialität gefordert würde, als ob die Stadt Friedrichs des Großen mitten in Deutschland eine Art souveräner schwarz-weiß-roter Kleinstaats sein sollte, darin Schwarz-Rot-Gold nichts zu suchen hätte. In der Tat, so wäre es der Herzenswunsch vieler alter Potsdamer, und bei den selbstlosen unter ihnen liegt eine Tragik darin, vor der man Achtung haben soll. Denn der Wunsch ist unerfüllbar. Ganz abgesehen davon, daß in Deutschland gleiches Recht für alle gilt und daß wir andersdenkenden Potsdamer Mitbürger auch noch da sind: Das Reich kann eine solche schwarz-weiß-rote Insel mit Sonderrechten in seiner Mitte unmöglich dulden, zumal da sich längst in Verschwörungen und Putsch und Morden erwiesen hat, daß im schwarz-weiß-roten Lager mit geschwizigen Mitteln auf den Umsturz des Volksstaates hingearbeitet wird. Potsdam ist in der Tat ein Energiezentrum der republikfeindlichen Kräfte. Und darauf ist es sogar stolz, soweit es das „alte heilige Potsdam“ der „Potsdamer Tageszeitung“ ist. Die Folge ist, daß der Staat hier doppelt sein Recht und seine Selbsterhaltung wahren muß.

Das alte heilige Potsdam! Lassen wir alles beiseite, was die Weltfatire schon vor 1914 gegen den „Potsdamer Geist“ zu sagen pflegte, teils mit berechtigtem und teils mit übertreibendem Sarkasmus. Reden wir tunlichst nur von dem, was uns Respekt einflößt vor jener Geschichte der Hohenzollernmonarchie, für die Potsdam als unberührbares „Symbol“ gefordert wird. Und reden wir nur mit den anständigen unter unseren Potsdamer Segnern, mit jenen, die vom besten Willen erfüllt sind, wie wir selber, und sich nur in der neuen Zeit nicht zurechtfinden können, mit jenen, in denen wir die Tragik achten mögen, die selbstlos verlorenen Idealen nachtrauert.— Den Übrigen, der Meute, die uns am Basch-Abend bei unserem

Marsche zum Bahnhof umheulte, denen haben wir nichts zu sagen.

Das alte heilige Potsdam! Was ist denn daran in Wahrheit heilig zu nennen? Wir meinen doch: die Fähigkeit der Hingabe an den Staat. Die ist von den besten der Hohenzollern in Potsdam den Preußen anerkundet worden, und wir mögen darüber hinweggehen, daß jene Hohenzollern dabei zunächst an ihre eigene Herrenmacht, ihren eigenen Herrenruhm gedacht haben. Hingabe an den Staat! Ist es das, worauf es ankommt? Dann sind wir euch über, ihr Besten unter den Reaktionären, denn Hingabe an den Staat ist ja der Sinn unserer Vereinigung und bildet einzig und allein den Zweck, der uns drei Millionen Reichsbannerleute zusammenschließt!

Halt! ruft ihr? So sei es nicht gemeint? Nicht Hingabe an den Staat von heute sei gemeint, denn dieser sei schlecht, sei durch Gewalt und Umsturz entstanden, sondern einzig Hingabe an den vergangenen Staat könne helfen, den ihr liebt?

Solltet ihr wirklich so wenig Geschichte wissen, daß ihr meint, der Staat, dessen Herz in Potsdam schlug, sei ohne Gewalt und Umsturz entstanden und habe nicht in seiner Geschichte sein Wesen mehrfach gründlich und gegen den Willen ohnmächtiger Minderheiten geändert?

Der alte Fritz, der größte unter jenen Fürsten, war in den Augen seines rechtmäßigen Kaisers ein treubruchiger Revolutionär. Aus Schonung für euch mögen die Akten unzitirt bleiben. Und er war in der Tat ein Friedensbrecher, ungezählte Male ist das von aufrichtigen Geschichtschreibern ausgesprochen worden, ungezählte Male haben sie erklärt, sein Recht zu der Annektierung Schlesiens, zu der empörerischen Großmachtpolitik sei erst durch die Geschichte erwiesen worden. Durch die Geschichte? Nun wohl, sie wird auch unseren neuen Volksstaat rechtfertigen, mögen auch immerhin eure Radikalen sich mit den Kommunisten und Poincaristen zusammen abmühen, seinen Weg in die Zukunft zu sperren. Wir Reichsbannerträger werden helfen ihm diesen Weg offen zu halten. Dem Glauben an den friederizianischen Staat setzen wir den Glauben an die Volksrepublik entgegen. Daß es etwas Gewaltigeres und Sittlicheres ist, wenn im reiferen 20. Jahrhundert das deutsche Volk um seinen freiheitlichen Staat ringt, als wenn im 18. Jahrhundert ein ehrgeiziger Hohenzoller seine Preußen — noch kaum ein Volk — ungefragt zur Großmacht emporquälte — ob sich euch im Herzen dafür wohl gar kein Empfinden regt?

Oder wollt ihr euch entrüsten, es sei despektierlich, den Dingen so unbefangen in die Augen zu sehen? Das lassen wir nicht gelten.

Warum sollten wir die Augen niederschlagen? Merkt ihr wirklich nicht, wie sehr die Vorstellungen vom Gottesgnadentum der Hohenzollern durch unsere Erlebnisse ad absurdum geführt sind, mit welcher Bitterkeit man im Volke solcher Ansprüche gedenkt, nachdem es ins Unglück hineinregiert worden ist, wie der Respekt an sich selber hat irre werden müssen? Die Hohenzollern sind nicht in anderem Maße von Gottes Gnaden, als der allerletzte brave Mann im Volke, der seine Schuldigkeit tut.

Es ist uralte deutsche, allzu lange unterdrückt gewesene Mannesart, auch den Mächtigen frei und selbstbewußt gegenüberzutreten. Und war denn der Respekt vor dem Fürsten eigentlich durchweg das Kennzeichen unserer alten „höheren Schichten“? War es nicht erst der fünfte Kurfürst aus dem Hause Hohenzollern, dem seine Junker nach der Volksfage mit Kreide an die Tür schrieben:

„Jochimke, Jochimke, huede dy!

Kriegen wy dy, so henen wy dy!

Soll es grundlos gewesen sein, daß er so viele von ihnen als Friedensbrecher verurteilen ließ? Allein der heute noch urkundlich nachweisbaren Fälle sind 146. Oder man lese nach, wie deutlich es noch König Friedrich Wilhelm IV., als er sich den demokratischen, schwarz-rot-goldenen Forderungen gegenüber nicht absolut unzugänglich erwies, hat erfahren müssen, daß der konservative Respekt sehr rasch ein Ende nehmen könne. Jedermann kennt die alte Kennzeichnung dieses konservativen Respekts:

„Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen tut.“

Freilich, mancher vornehme Potsdamer mag heute noch auf dem von seinen Vorfahren überlieferten Standpunkt stehen, nur seinesgleichen dürfe Ansprüche machen, die übrigen seien „Volk“, seien „Canaille“ und hätten den Mund zu halten. Die Auswirkung dieser unwürdigen Tradition spürt man in Potsdam täglich in allen Schattierungen; welche „unseligen“ Früchte sie trägt, liegt zu Tage.

Die Hohenzollern haben sehr viel für unser Volk getan, das ist wahr; aber unser Volk hat noch unendlich viel mehr für die Hohenzollern getan. Und nicht alle Stände hatten von ihrer Hingabe an den Staat der Hohenzollern soviel Nutzen, wie diejenigen, die sich heute so vielfach nach ihm zurücksehnen.

Hingabe an den Staat! Wir wollen nicht die gewaltigen Leistungen für den Staat verkleinern, die jene alte Herrenschicht Jahrhunderte lang aufgehäuft hat, welche in Potsdam grollend nach der „guten alten Zeit“ ruft; die alte Herrenschicht, welche Mitträger und

Teilhaber des Absolutismus der Hohenzollern gewesen ist, die sich mit ihnen in ihr Glück und ihre schwere geschichtliche Verantwortung geteilt hat. Verdienst und Schmarokertum stehen in ihrer Geschichte eng nebeneinander. Ihre Grundanschauung war: Große Leistungen für den Staat, große Vorteile im Staat. Aber nun, wo es mit den Vorteilen im Staat nicht mehr ganz auf die alte Weise weiter geht, nun ist diese Klasse vor eine bedeutsame moralische Probe gestellt, nun richtet die Weltgeschichte an sie die Frage, ob ihre Hingabe an den Staat jetzt ein Ende haben sollte. Bisher stehen die Gefragten unwillig beiseite und geben zwei ausweichende Antworten: der Staat wie er jetzt ist, gefalle ihnen nicht, und er sei durch Umsturz entstanden.

Bezüglich des Umsturzes antworten wir ihnen, und wissen, daß die Weltgeschichte uns beipflichtet: dieser Umsturz war die notwendige Folge eurer Regierungskünste! Was wolltet ihr denn, was wollten Wilhelm II. und Ludendorff denn eigentlich für ein Volk haben, wenn ihnen unser deutsches Volk ein zu schlechtes Material zum Regieren war? Aufgabe des Staatsmannes und des Heerführers ist es, dasjenige Staatsschiff in den Hafen zu steuern, auf dem er steht, nicht eins, wie er es sich träumt. Und wer mit dem Deutschen Reich als Staatsschiff, so wie es war, nichts anfangen konnte — der war kein Steuermann. Klagen jene Herren noch immer über die Staatsfeindlichkeit, über die internationale Einstellung unserer Sozialdemokratie? Sie sollten es nicht tun, denn es wäre Sache der wilhelminischen Aera gewesen, das Reich so zu regieren, daß die Arbeiterklasse darin aufging, wie es in anderen Ländern geschah. Galt das *Suum cuique* nur für das privilegierte Bürgertum? Der deutsche Arbeiter hat sich dem Internationalismus deswegen so leidenschaftlich ergeben, weil er von dem nationalen Staate zurückgestoßen und geächtet wurde. Den nationalen Gedanken zu wollen ohne den sozialen Ausgleich, das war eine erstaunliche Kurzsichtigkeit der alten Führerschaft. Und welch erstaunliches Ding war es, Weltpolitik treiben zu wollen im Stil des wilhelminischen Imperialismus angesichts dieser entsetzlichen Kluft im Volke, dieses Dauerkrieges mit dem vierten Stand, auf dessen Mittun jene Politik beruhen mußte, der unentbehrlich war für die Füllung des Millionenheeres und für die Weiterführung der Wirtschaft!

Was aber tat der Arbeiter, als nun der Weltkrieg kam? Er stritt und litt vier Jahre lang für diesen Staat, der ihn wirtschaftlich und moralisch bekämpft hatte, der auch dem Weltkrieg noch das politische Gesicht gab, welches der alten Führerschaft genehm war

und den Arbeiter auf alle Weise vor den Kopf stieß. Alle Sachverständigen der alten Führerschicht hatten erklärt: einen langen Krieg kann unser Volk nicht ertragen. Und es ertrug ihn doch! Nach jenen Gutachten der Sachverständigen wäre also die Revolution schon nach kurzer Kriegsdauer eine Naturnotwendigkeit gewesen. Aber sie kam erst nach über vier Kriegsjahren, als die über alle Erwartung durchhaltende Kraft der Massen völlig ausgepumpt und als der Bankerott der wilhelminischen Regierungskunst und Kriegskunst offenbar geworden war.

So war es, und dennoch versuchten die Führer die Verantwortung auf die Geführten abzuwälzen! Unwürdigeres, Undeutscheres läßt sich nicht ersinnen.

Wenn heute die Reaktionäre die Hingabe an den neuen Staat mit der Begründung verweigern, er gefalle ihnen nicht, so mag ihnen erwidert werden, daß der alte Staat dem Arbeiter auch nicht gefiel, und daß der Arbeiter dennoch an Hingebung für diesen alten Staat Größeres geleistet hat, als bisher in der Weltgeschichte erhört war.

Und sie, die stolzen Erben einer jahrhundertalten Bildung, die sich auf den altpreussischen Geist der Pflicht so viel zugute tun, wann werden sie endlich den kategorischen Imperativ empfinden, anspruchslos, als ehrliche Kameraden in die Reihen des Volkes einzutreten und mit dem Arbeiter, statt gegen ihn, deutsch zu sein? Wann werden sie sich überwinden, einen Andersdenkenden — selbst einen Franzosen — zu achten, wenn er es nur ehrlich meint? Wann werden sie sich dem Gedanken zuwenden, daß der Wert friderizianischer Staatsmethoden der Vergangenheit angehört und neue Mächte die Stunde regieren, an die sie sich schwer gewöhnen können: Demokratie, Völkerbund!

Altes, heiliges Potsdam! Mögen die Tempelwächter deiner Heiligtümer uns den Zutritt zu diesen noch so sehr mißgönnen, wir werden es uns dennoch nicht nehmen lassen in der Hingabe an den Staat, an die Sache des Volkes es den besten der Väter gleichzutun, so gut wir es verstehen.

Weimar und Potsdam.

Potsdam verdankt seinen Ruf in Deutschland und der Welt seiner äußeren Schönheit und der Ideenfülle, die inmitten einer verzopften und tyrannischen deutschen Kleinstaaterei in der bislang wenig bekannten Havelstadt eine Stätte fand. Beides ist das Werk Friedrich II., den auch wir einen Großen und in Rücksicht auf die Zeit, in der er lebte, den Einzigen nennen. Beides aber ist mehr französisch als deutsch. Die Schönheit der Stadt widerspiegelt den französischen Geschmack der Zeit, in der Friedrich sie schuf. Der Brennpunkt, von dem alle diese Schönheit ausstrahlt, heißt heute noch „Sansfouci“. Niemand wünscht diesen geschichtlich ehrwürdigen französischen Namen zu ändern.

Friedrich schrieb und sprach nur in solchen Fällen deutsch, wo er annehmen mußte, daß die französische Sprache nicht verstanden würde. Sonst schrieb und sprach er französisch, zeichnete sogar seinen Namen stets in französischer Art. Das deutsche Geistesleben ist ihm stets fremd, ja sogar verächtlich gewesen. Lessing, Wieland, Klopstock, Herder, Hamann, der Magus im Norden, und der junge Goethe, der in seinem Götze von Berlichingen wie ein Donner Schlag in das brandende und brausende Chaos der wiedererwachten deutschen Geistigkeit hineinfuhr, lagen dem „Philosophen von Sansfouci“ weltentfernt. Seine Tafelrunde stand unter dem Genius des großen französischen Denkers Voltaire. Aus seinen Briefen an Voltaire gewinnt man fast den Eindruck einer vollkommenen geistigen Hörigkeit des Preußenkönigs unter dem französischen Philosophen. Ebenso sind Friedrichs Briefe an d'Alembert, d'Argens und Maupertuis Zeugnisse einer überzeugten, fast kritiklosen Verehrung französischen Geistes. Praktisch kam diese Verehrung im Jahre 1744 zur Auswirkung, als Friedrich die von Leibniz gegründete und unter dem Stöckregime des sog. Soldatenkönigs versumpfte geistige Akademie in Berlin als „Königl. Akademie der Wissenschaften“ neu gründete und den Franzosen Maupertuis als Präsidenten, viele andere Franzosen als Mitglieder berief.

Aber was der Vorliebe für die in Frankreich gehegten Ideen eine besondere Bedeutung gab und dadurch Potsdam für immer zu einer Weihestätte für Deutsche erhoben hat, das ist der kosmopolitische, internationale Gehalt dieser Ideen, die Deutschland aus der durch die Territorialherren geschaffenen Verlogenheit und Unerträglichkeit der kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse herausführen sollten und, wenn auch oft unterdrückt, aber stets wieder sich erhebend, herausführen werden. Potsdam ist die Eintrittsstelle dieser

Ideen in Preußen gewesen, und Friedrichs Geist gibt ihnen heute noch das Geleit.

Es ist hier nicht der Platz, um dem ganzen überquellenden Strom friderizianischen Geistes ein Bett zu bereiten, aber was heute alle Herzen der Edlen bewegt: die Fragen des Völkerkrieges und des Völkerfriedens, mag hier kurz mit den eigenen Worten des „Philosophen von Sanssouci“ gestreift werden.

Wir wissen heute, daß der jugendliche Friedrich, als er den ersten Schlessischen Krieg begann, sich durch Ruhmsucht zu dem schrecklichen Unternehmen hat verleiten lassen, aber er hat es wenigstens eingestanden und tief bereut, als aus dem einen Krieg immer neue Kriege sich entspannen. Am 3. März 1741, also noch inmitten des ersten Schlessischen Krieges, schrieb er aus dem Felde an Jordan:

„Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, Begierde nach Ruhm, selbst (um Dir nicht zu verhehlen) die Neugierde und endlich ein geheimer Instinkt haben mich der sanften Ruhe, die ich genoß, entrisen, und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen und künftig auch in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt.“

Das war das ehrliche Bekenntnis eines jungen Mannes, dessen Leidenschaften durch die kriegerischen Traditionen der fürstlichen Häuser mißleitet waren. In der Schule des Schicksals und der Philosophie gereift, hat Friedrich späterhin den Krieg als ein verabscheuungswürdiges Verbrechen, als ein „Delirium der Könige“ bezeichnet und die Befehle eines auf den Weltfrieden hinwirkenden Völkerrechts gefeiert. Ja, selbst die Gefahr, die das Rüstungswesen für den Frieden der Welt schafft, ist in dem friderizianischen Kreise erörtert und anerkannt worden. So schreibt ihm d'Allembert im Jahre 1770 über die großen stehenden Heere, daß sie freilich bequem seien, da man nicht beim ersten Kanonenschuß Soldaten anwerben müsse; „allein“, fährt er fort, „kann nicht auch ein Fürst von diesen großen Heeren Mißbrauch machen, um öfter und leichter Krieg zu führen, wie es sich Ludwig XIV. selbst auf seinem Sterbebette zum Vorwurf machte? Außerdem, seht nicht der Aufwand, den diese großen Heere erfordern, Europa selbst in Friedenszeiten in eine Art von unaufhörlicher Spannung, die wenig von einem beständig fortdauernden Kriege unterschieden ist?“

Diese ganz moderne Beweisführung für die Abrüstung stammt also aus dem Jahre 1770.

Was Fridericus Rex gegen Krieg und Soldatentum geschrieben hat, das geht weit über die maßvolle Darlegung d'Allemberts

hinaus. Wir finden es in einem Briefe an Voltaire vom 9. Oktober 1773:

„Wie kann ein Fürst seine Truppen, die eine Uniform von grobem blauen Tuch und Hüte mit einer weißen Schnur tragen, wenn sie sich erst genug haben links und rechts drehen müssen, dann auch zum Ruhm hinführen, ohne den schönen Titel Diebeshauptmann zu verdienen, da er ja nur einen Schwarm von Müßiggängern unter sich hat, die aus Not gedungene Henker werden, um unter ihm in allen Ehren das Straßenräuberhandwerk zu treiben? Haben Sie vergessen, daß der Krieg eine Landplage ist, die alle andern zusammen aufwiegt und mit der obendrein noch alle möglichen Verbrechen verbunden sind? . . .“

Das ist der wahre Geist von Potsdam, der zugleich Geist von Weimar ist. Es ist nicht der Geist des Bornstedter Feldes und der Nauener Kommunikation. Aber es ist der Geist der glänzenden Tafelrunde in dem schlichten Königsschlosse Sanssouci, von dem mehr Licht in die Welt ausstrahlte als von allen Schlachtfeldern der friederizianischen Zeit. Es ist der Geist, der der Zukunft die Wege weist und heute in tausend Zungen zur Welt redet. Lebte der Philosoph von Sanssouci heute noch, dann würde der Professor der Pariser Carbonne, der unlängst in Potsdam sprach, mit an der Tafel sitzen bei Fridericus Rex.

Das Reichsbanner und Potsdam.

Von Dr. Richard Mischler, Vorsitzenden der Reichsbanner-Ortsgruppe Potsdam.

Walter Eberhard Freiherr v. Medem, M. v. Kalkreuth und die Potsdamer Ritterschaft haben uns den Krieg erklärt. Zunächst haben sie enthüllt und entlarvt: „Das Reichsbanner, die Traditions-truppe der Deferteure und meuternden Matrosen! Schuktruppe der Franzosen. Feigheit! Flucht vor der sittlichen Überlegenheit der vaterländischen Idee! . . . Potsdam ist heiliger Boden! Soldatenstadt! Preußen heraus! Pfui über die Schmach! . . .“

Die neue Schulblüge behauptet zwar nicht, ein Franzose habe Nürnberg mit Bomben belegt, aber immerhin, er habe in Potsdam die Alleinschuld Deutschlands am Kriege festgestellt. Man könnte dem Gerüchteträgerstab Unkenntnis des Tatbestandes und Psychose als mildernde Umstände zugestehen, wenn nicht in den Versammlungsberichten auch der vaterländischsten Presse zugegeben werden müßte, daß der Professor von der Carbonne von der Schuld — Serbiens

sprach. Ihn und Lölbe gegen das Argument des Summitnüttels zu schützen, erschien uns vaterländischer, gerechter, deutscher als der Stinkbombenangriff jener Gerüchte. Und hunderte von Versammlungszeugen hatten Anlaß, schamrot zu werden erst, als sie vor dem Lokal die Haßparade der Wacht am Rhein- und Siegestrang-Sänger erlebten.

Aber der ganze Baschrummel war nur Anlaß, nicht Ursache der Offensive. Diese liegt in dem traditionellen Glauben an den Alleinbesitz der Macht und im Nichtverstehenwollen eines neuen Geistes. Durch wahlloses Anwenden jener Waffen, die aus der preußisch-konservativen Rüstammer seit Babels Zeiten gegen Andersdenkende verwendet wurden, sollen wir vernichtet werden. „Jeder sei stolz auf seinen Ursprung und seinen Geist.“ Haben jene sich jemals mit unseren geistigen Grundlagen auseinandergeseht? Mit Fichte, Kant, Schiller, Herder, die den wahren deutschen Geist repräsentieren, die unserem Volke Weltruhm errungen, das deutsche Nationalbewußtsein erst eigentlich geschaffen haben, und — die die Nation über den Monarchismus stellten? Zu ihrem Idealismus lehren wir zurück und glauben, daß diese wahrhaft Großen den verklärten Feldherrnidealen unserer Segner, bis zu Ludendorff herunter, immerhin auch etwas sind . . . Das Volk der Dichter und Denker, das sich mit anderen Waffen als dem Schwert die Welt untertan gemacht hat, ist die Vergangenheit, in die wir schauen, aus der wir Kraft für unseren Zukunftsglauben schöpfen, Volkssouveränität gegen dynastisches Gottesgnadentum ist unser Feldruf. Ist die Ritterschaft Potsdams eine des Geistes, dann diskutiere sie mit uns über diese Grundfragen, und wir werden Ritterlichkeit anerkennen . . .

Es ist trosslos, dieselben verstaubten Vorwürfe der „Feigheit, Vaterlandslosigkeit und des Deserteurtums“ zu hören, gegen die sich vor einem Menschenalter Bebel, vor zwei Generationen die Achtundvierziger wehren mußten. Besonders erschütternd nach dem Erleben des Krieges. Es gehört schon Mut dazu, eingedenk von 2 Millionen Toten, die keineswegs nur Stabsoffiziere oder Adelige, sondern, die vorwiegend Arbeiter und Republikaner waren, zu sagen, es habe nur einen monarchistischen Frontkämpfergeist gegeben. Auf hundert Potsdamer Reichsbannerkameraden kommen fast ebensoviel gefallene Verwandte oder Freunde, mehr als ebensoviel eigene Verwundungen, dreimal soviel Kriegsdienstjahre. Es gehört schon Mut dazu, uns das zu sagen — am Gedenktage Ludwig Franks!

Wir sind nicht national? Zugegeben: unser Nationalismus ist von ganz anderer Art, als der unserer Segner. Wir bekämpfen den unter Trümmern glimmenden imperialistischen Nationalismus der

Vorkriegszeit und der Heimarmee der Alldeutschen. Jenen Nationalismus, der die Welt von der skandinavischen Küste bis zum Ganges durch deutsches Kapital erobert, durch deutsche Waffen beherrscht sehen wollte. Und wir lehnen auch jenen älteren konservativen Nationalismus ab, der das geistige Erbe der Kleindeutschen, der Borussen, an die „Vaterländischen“ von heute darstellt. Unser Nationalismus ist noch älter, er geht auf die Großdeutsche Idee der Achtundvierziger Ideale: „Ein Volk, ein Staat!“ zurück. Die Männer der Paulskirche wollten ein Großdeutschland, die siegreiche kleindeutsche Lösung schuf eine Zahl von Vaterländern und ließ zu, daß 10 Millionen Deutscher, die im geschlossenen Sprachgebiet Oesterreichs lebten, ausgeschlossen wurden. Kleindeutschland sperrte diese in einen Kerker mit 12 anderen Nationen, trug zur Erhaltung des Staates „Oesterreich-Ungarn“ bei, verbündete sich mit ihm, ohne seine politische Leistungsfähigkeit zu überprüfen, und wurde sein Opfer. Der preußische, konservative Nationalismus, dem Deutschland ohne Vorherrschaft Preußens undenkbar schien, hat die historische Schuld, daß jene 10 Millionen Volksgenossen noch heute vor den Toren des Vaterhauses stehen. Die Rivalität zweier Dynastien hat die politische Zusammengehörigkeit der ganzen Nation zerrissen, der preußische Nationalismus hat am Geisse der Sprache, an Kultur und Schicksalsgemeinschaft gesündigt. Was hat er sich um diese „Ausländer“ gekümmert? Wußte er von Südwestafrika nicht mehr, als vom deutschen Tirol? Sah er, daß im Kriege deutschböhmisches und steirisches Regiment mit schwarz-rot-goldenen Schleifen hinausziehen und Blutopfer bringen, die verhältnismäßig noch über denen Preußens stehen? Für wen? Für einen Monarchen? Nein, für das deutsche Volk — und das ist zweierlei. Empfänden jene Preußengeister gesamtdeutsch, dann müßten sie aufhören, schwarz-rot-gold, die Farben, die seit 1848 allen Deutschen Oesterreichs, allen Parteien heilig sind, zu besudeln, dann müßten sie Bedenken tragen, jenen Volksgenossen, die endlich „heim ins Reich“ wollen, die Belastung eines neuen Monarchismus, einer Staatsbürgerstellung zweiten Grades hinter Preußen zuzumuten. Sähen sie aus Deutschland heraus, dann wüßten sie, daß die Wiener Regierung, in der Deutschnationale sitzen, Mitglied des Völkerbundes wurde und die Möglichkeit schuf, den Anschluß herbeizuführen — wenn Deutschland eingetreten sein wird. Hörten sie aus Potsdam heraus, dann hörten sie vom Kampf der unglücklichen deutschen Minderheiten, die die Fremdherrschaften ertragen müssen, die Hand des Siegers an der Gurgel spüren, doppelt hart, wenn in der Steppe aufgetrumpft wird, und die einen Anwalt im Völkerbund brauchen . . .

Unser Nationalismus spürt den Herzschlag des ganzen deutschen Volkes, nicht nur Preußens. Er will beitragen zur Verwirklichung des Sehnsuchtstraumes der ganzen Nation, zum Großdeutschland der Zukunft. Wir hissen stolz das hundertjährige schwarz-rot-goldene Banner deutscher Einheit und singen Arnolds Lied „Das ganze Deutschland“ soll es sein!

Jugend und Republik.

Von Kamerad Kurt Hildebrand.

Nicht wie ein aufloberndes Strohfeuer entbrannte die Liebe zur Republik in den Herzen der Jugend; nicht mit einem Schläge trat alles, was jung war, auf die Seite der Republik. Zu fest hatte die raffinierte Erziehungsweise des Kaiserreichs ihre Anschauungen in die Seelen der Jugend gegraben. Zu sehr standen auch nach dem Zusammenbruch der Monarchie die erziehenden Mächte im Banne der monarchischen Idee. Ist's nicht noch heute so?! Strömt nicht von den Lehranstalten aller Grade — und je höher, desto mehr — Tag für Tag ein Plazregen republikfeindlicher Gedanken in die Jugend? Die alten Republikaner werden dem Vorwurf der Geschichte nicht entgehen, zu wenig der Jugend und ihrer Erziehung gedacht zu haben. Wer kann den neuen Staat entschuldigen, wenn nach fast 6 Jahren der Republik ihre Erzieher nur unter Gefährdung ihrer Stellung für die Verfassung bei der Jugend werben können?!

Das reaktionäre Gift verfallter Oberlehrer und Professoren hat den gesunden Geist der deutschen Jugend nicht töten können. Er erkrankte zwar, einzelne Teile des Jungvolks ringen noch mit dem geistigen Tode; die Masse aber schreitet siegreich der Genesung entgegen. Bald nach dem Umsturz erlebten wir die ersten Bekenntnisse der Jugend zur Demokratie, zur Republik. Als erstes weithin leuchtendes Zeichen republikanischen Willens der Jugend flammte der Weimarer Reichsjugendtag der Deutschen Arbeiterjugend auf (1920), jedem Teilnehmer ein unvergeßliches Erleben. Damit begann die Kette sich ständig verstärkender Kundgebungen. Größer und mächtiger wuchs das innerlich positive Einsehen der Jugend zum Volksstaat in Bielefeld 1921. Dieselbe Jugendorganisation war es, die 1923, bayerischen Reaktionären zum Trotz, in der bisher größten deutschen Jugendkundgebung in Nürnberg der Republik die Treue schwor. Ein

Augenblick stolzeſter Erhebung war es, als die Zehntauſende um den Dukendteich zogen, während der Schein ihrer Fackeln der ſchwärzeſten Reaktion das republikaniſche Wollen der Jugend verkündete. Ein anderer Strom floß, ſich ſtets vergrößern, der Republik aus dem Lager der nichtſozialiſtiſchen Jugend zu. Und nun iſt in den Jugendkameradſchaften des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold eine neue Macht entſtanden, getragen von Millionen junger Herzen und ſtahlharter Arme.

Langſam fand die Jugend den Weg zur Republik. Nicht mit blinder Begeiſterung, mit raſchem Sprung trat die Jugend ins Lager der Republik, wie es ſonſt Jugendart iſt. In unzähligen Ausſprachen, in heißen einſamen Stunden rang die Jugend mit dem Problem: „Staat und Volk“. Man blättere das Hofgeismarheft der Jungſozialiſten durch, und man ſpürt die Not der jungen Menſchen, deren Seele nach Freiheit ringt und dem Wuſt von Phraſen und Legenden, die Mißbrauch der Erziehermacht ihnen zum Schaden für ſie und die Republik eingepflanzt hatte. Jugend fand den Weg zum Volksſtaat in ernſter, ſorgſamer Prüfung. Darum iſt dieſe Jugend Deutschlands wert. Was im Schweiße erworben wurde, was in Schmerzen erſtand, das laſſen wir nicht. Deutschlands republikaniſche Jugend hat Berge von Widerſtänden überwunden, um heim zu ihrem Staate, ihrem Volke zu finden. Die Republik kann auf ſie bauen.

So haben die, die der Republik die Jugend rauben wollten, ſie ihr recht gewonnen. An ihren Erziehern erſtand den Jungen das Problem. Die werdenden Menſchen ſaßen zu Füßen von Männern, die eine hohe Obrigkeit vor ſie geſtellt hatte. Mit all dem Vertrauen der Jugend ſahen ſie auf zu den Lehrſtühlen. Und kalt, wie aus moderduftenden Gräbern, wurde zu ihnen geſprochen in einer Sprache, die Jugend nicht verſteht, über Lehren, gegen die ſich junges Wollen aufbäumt. So kam der Zweifel am Führer. Und am Zweifel erſtarkten die Jungen. Sich gegenseitig ſtützend, taſteten ſie ſich vorwärts zur Erkenntnis. Sie ſollten glauben, was ihr jugendliches Fühlen als Lüge empfand, ſie ſollten achten, wogegen ſich ihr Innerſtes aufbäumte. In neuem Lichte erſchien dem am Zweifel geſtärkten Geiſte der überkommene ſtaatliche Bau. Jugend empfand, wie Volkswille, Volkskraft und alter Staat nicht mehr innerlich verbunden waren, wie nur Zwang und Phraſe notdürftig den Riß verbargen, der da gähnend klappte. Jugendlicher Freiheitsdrang wehrte ſich gegen die anbefohlene Achtung vor Einrichtungen und Menſchen, die in Stunden höchſter Volksnot ſich als zu ſchwach, zu klein erwieſen hatten.

Selbst wollte Jugend ihr Schicksal schmieden. Frei von Vormundung wollte sie werden nach ihrem eigenen Gesetz. Jugend und Volk fühlten sich eins, Jugend suchte und fand den Weg zum Staat. Begeistert nun, nachdem die alte Last abgewälzt, griff sie zu am Werk, dem Volke und sich selbst ein Haus zu bauen, frei von der Lüge des zerfallenen, nun ein Haus, in dem nur einer Führer sein kann: den das Volk beruft, und in dem nur ein Gesetz ist: des Volkes Gesetz.

Und Jugend fordert: Was das Volk sich nahm, was die Jugend dem Volke erhalten und mehren hilft, wollt ihr der Jugend verweigern? 6 Jahre sündigt die Republik am republikanischen Geiste der Jugend, 6 Jahre litt Jugend Qual an dieser Sünde! Republik, wann erkennst du deine Pflicht an der Jugend?!

Gebt Raum der Jugend! dann werden Junge und Alte das republikanische Deutschland bauen, ein Reich „voll Adel, gegenseitiger Hilfe und mit brüderlichem Zusammenstehn“ und werdens erhalten, allen dunkeln Mächten zum Trost, getreu ihrem Schwur:

Deutsche Republik wir schwören:
Lehter Tropfen Blut soll dir gehören!

Das Deutschlandlied und seine Dichter.

Von Kamerad Wisanowsky.

Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt — so quollen dem „zweiten Walthar von der Vogelweide“ die Worte aus tiefbewegter Brust, als er sich auf dem Nordsee-Eiland ganz seinem Empfinden überließ, nicht ahnend, daß sein Lied einmal so umstritten und so oft mißdeutet werden würde. Es ist ein bleibendes Verdienst des Reichspräsidenten, diesen schwarz-rot-goldenen Sang Hoffmanns von Fallersleben den reaktionären Nationalisten entrissen und zum Nationallied der Deutschen Republik erhoben zu haben. Welche Verkennung Hoffmann'schen Geistes ist es, in dem Deutschlandliede imperialistische oder gar monarchistische Einstellung zu erblicken! Deutsche Einheit und Freiheit, allerdings die großdeutsche Einheit unter Einbeziehung der deutschösterreichischen Brüder, war Hoffmanns Wunschziel. Darum bleibt sein Lied der Sang der deutschen Einheit, so wie die Farben Schwarz-Rot-Gold immer das Sinnbild großdeutscher Einheit sein werden. Wie ein

Hohn auf den Dichter mutete es an, als am 50. Todestage Hoffmanns sein Grab u. a. einen Kranz mit schwarz-weiß-roter Schleife aufwies.

Ueber die Entstehung des Liedes finden wir in den umfangreichen Lebenserinnerungen Hoffmanns genaue Angaben. Er brauchte im Sommer 1841 wie schon oft die Seebäder des damals englischen Helgoland. „Wenn ich dann so wandelte, einsam auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um mich sah, da ward mir so eigen zumute — ich mußte dichten, und wenn ich es auch nicht gewollt hätte. So entstand am 26. August das Lied: Deutschland, Deutschland über alles.“ Ein echtes Kunstwerk ist also unser Nationallied; erinnert doch seine Entstehung an die der Goethe'schen Gedichte, von denen der Weimarer Dichtersfürst im hohen Alter berichtet: „Ich hatte vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung; sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, so daß ich sie auf der Stelle instinktmäßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte.“ Den hohen Wert der Hoffmann'schen Dichtung fühlte Julius Campe, sein getreuer Verleger, augenblicklich. Am 29. August las ihm Hoffmann die Strophen vor, nicht ohne vorher bemerkt zu haben, daß das Gedicht 4 Louisd'or koste. Noch ehe Hoffmann zu Ende gelesen hatte, lagen die 4 Goldstücke auf seiner Brieftasche, und schon am 4. September brachte Campe dem Dichter das Lied gedruckt mit den Noten der Haydn'schen Weise und mit Hoffmanns Bildnis, gezeichnet von C. A. Lill. Langsam nur wuchs die Beliebtheit des kernigen Sanges; erst die spätere nationalstaatliche Entwicklung führte zur vollen Wertschätzung. Im August 1870 ließ Theodor Ebeling, ein Hamburger Freund des Dichters, das Lied neu drucken, das er als die deutsche Nationalhymne erkannte. Hoffmann schrieb am 18. August an Ebeling: „Da Sie nun einmal „Deutschland, Deutschland über alles“ drucken lassen, so könnten Sie wohl als Einleitung meine Oratio pro domo beifügen. Daß ich auch an mich denke, werden Sie verzeihlich finden; denn mein Einziges, meine Sonne, ist und bleibt mein Vaterland.“

Nicht Goethe, nicht Schiller hätte dieses Lied schreiben können. Es paßte weder in das kleinfürstliche Weimar von 1800, noch wäre bei der Zerrissenheit des politischen Bewußtseins jener Entwicklungsstufe seine Entstehung damals möglich gewesen. Erst nach den Freiheitskriegen gewann das Nationalgefühl an Boden, nicht zuletzt dadurch, daß Wissenschaft und Kunst sich immer mehr vaterländischen Vorwürfen zuwendeten. (Geschichtsforschung, Germanistik, bildende Kunst, Musik, besonders auch die Dichtkunst)

Vorzugsweise hat die deutsche Burschenschaft das Vermächtnis der Arndt, Körner, Schenkendorf hochgehalten und trotz aller Verfolgungen und Unterdrückungen (Fritz Reuter) das Ideal der deutschen Einheit und Freiheit aufrechterhalten. Ward auch im deutschen Bunde die Spannkraft der burschenschaftlichen Sehnsucht nach Entroßung des schwarz-rot-goldenen Einheitsbanners nach Kräften gehemmt, so erstarkte doch der vaterländische und der Freiheitsgedanke in akademischen und bürgerlichen Kreisen mehr und mehr, bis der Zeitpunkt gekommen war, wo das politische Lied volle Empfänglichkeit und allgemeines Verständnis fand. So konnte nun, nach 1840, ein Hoffmann von Fallersleben das Nationallied für alle Deutschen dichten. Seine Erfüllung hat es aber noch immer nicht gefunden; denn erst, wenn unsere deutschen Brüder aus Oesterreich mit uns verbunden sein werden, ist für uns das Ziel der deutschen Einheit erreicht.

Der von echter Vaterlandsliebe glühende, für Deutschlands Einheit und Freiheit begeisterte Sänger — aus dem Amte entlassen und verfolgt! Karl Heimann schreibt: „Man begreift garnicht . . .“ Bismar hebt Hoffmanns unwandelbare vaterländische Empfindung hervor. Wie kam es, daß ein so ausgezeichnete Vaterlandsfreund ein Opfer seiner Gesinnung wurde? Ganz dem Studium des deutschen Volkstums hingegeben, war Hoffmann seit 1835 ordentlicher Professor für Deutschkunde in Breslau. Ueber seine politische Lyrik spricht er sich in seiner Lebensbeschreibung dahin aus, daß sich seine poetische Stimmung gegen Ende der dreißiger Jahre ganz dem Vaterlande zugewandt habe. „Ich las fleißig allerlei geschäftliche, politische, sogar statistische Schriften, um klar zu werden über unsere Zustände, wie sie waren, sind, sein sollten und könnten. So erhielt ich Stoff und Anregung . . . Der Hohn und Spott über alle Dummheiten und Albernheiten, der lang gehegte Ingrimm über alle Erbärmlichkeit, Feigheit, Niederträchtigkeit, wie ich sie aus der Geschichte und dem Leben kannte, wurde zur humoristischen Stimmung, die mich unablässig zum Dichten und Singen trieb.“ (Neben eifrigem Antriebe und Zuspruch auch durch Julius Campe). Hoffmann verstand es, die Oppositionslust und Oppositionsstimmung der Zeit um 1840 mit der Macht des volkstümlichen Gesanges auszustatten. Seine „Unpolitischen Lieder“ bieten in ihrer Gesamtheit eine lange Reihe der im bunten Wechsel sich ablösenden Stimmungen und Urtheile des liberalen deutschen Bürgertums über ebenso viele Ereignisse und Zeitfragen. „Unpolitisch“ nannte Hoffmann diese Kinder seiner spottenden Muse, weil er sie unter diesem Namen wohl leichter durch die Zensur

zu bringen hoffte. Berechtig wäre der Titel nur insofern, als in den meisten der Gedichte der Mangel an wirklich politischem Geist beklagt wird. Durch die Veröffentlichung des 1. Bändchens der „Unpolitischen Lieder“ wurde Hoffmann zum Chorführer der politischen Lyriker der vierziger Jahre. 1841 folgte der 2. Band, der dem Verfasser ein Untersuchungs- und Strafverfahren eintrug, das mit der Amtsentlassung ohne Pension endete. Das Urteil der Behörde nannte die Lieder „durchaus verwerflich“.

Das Ende war also ein Beschluß des preussischen Staatsministeriums, „daß der Dr. Hoffmann aus seinem Amte als ordentlicher Professor an der Königlichen Universität zu Breslau ohne Pension zu entlassen sei.“ Diesen Ministerialbeschluß vom 3. XII. 1842 bestätigte Friedrich Wilhelm IV. am 3. Weihnachtstage desselben Jahres.

In dem Beschlusse des Staatsministeriums heißt es: „Der Inhalt dieser Gedichte hat als ein durchaus verwerflicher erkannt werden müssen. Es werden in diesen Gedichten die öffentlichen und sozialen Zustände in Deutschland, respektive in Preußen, vielfach mit bitterem Spotte angegriffen, verhöhnt und verächtlich gemacht; es werden Gesinnungen und Ansichten ausgedrückt, die bei den Lesern der Lieder, besonders von jugendlichem Alter, Mißvergnügen über die bestehende Ordnung der Dinge, Verachtung und Haß gegen Landesherrn und Obrigkeit hervorzurufen und einen Geist zu erwecken geeignet sind, der zunächst für die Jugend, aber auch im allgemeinen nur verderblich wirken kann“.

Nach einem „herzlichen Lebewohl“ an die Breslauer „Freunde und Feinde“ durch öffentliche Anzeige begann Hoffmann seine unruhvollen Wanderjahre. „Den letzten fahrenden Dichter der deutschen Literatur“ nennt ihn Rob. Prutz. Seine Ausweisung aus Berlin und aus seinem hannoverschen Heimatlande folgten die Versuche, in Mecklenburg oder Baden Heimatrecht zu erlangen. Im Sommer 1875 endlich fand er Aufnahme bei dem liberalen Gutsbesitzer Dr. Schnelle in Buchholz (Meckl.-Schwerin). Die letzten 14 Jahre seines Lebens verbrachte Hoffmann in Corvey an der Weser, wo er die Bucherei des Herzogs von Ratibor betraute. Zahllose Veröffentlichungen heute vergessener Lieder und Liederreihen politischer Art waren Zeugnisse seines immer regen dichterischen Schaffens. Seine Bedeutung als politischer Lyriker tritt aber zurück hinter seiner Stellung als deutscher Spielmann, der alles besang, was im deutschen Volk als Dichtungstoff lebt. Denn außer seiner politischen Lyrik, mit der er erst als gereifter Mann von 42 Jahren hervortrat, schuf er in bunter Folge Heimatlieder, Liebeslieder, Studentenlieder, Naturlieder, Trink-

lieder, Landsknechtslieder, Wanderlieder, Vaterlandslieder und nicht zuletzt — Kinderlieder. Kein Dichter wird in deutschen Landen so viel gesungen wie Hoffmann von Fallersleben. Von frühesten Jugend an begleiten uns seine Lieder durch das Leben.

Sein Sang wird zum Schatz des deutschen Volkstums gehören, so lange stolze Freude am liebeswerten Vaterlande deutsche Herzen bewegt, und freudig wollen wir Republikaner allezeit in das schwarz-rot-goldene Nationallied einstimmen:

„Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“

Bebel im Reichstag.

... Wissen Sie nicht, daß am 17. März (1848) die aus dem Berliner Bürgertum organisierten Schutzwachen beschlossen hatten, am 18. März vor das königliche Schloß zu ziehen und dort ihre Petition einzureichen? Nun, und was hat auf jene Petition der König Friedrich Wilhelm IV. erklärt? Er läßt, stehend an der Seite des Bürgermeisters Naunyn, von dem Balkon des Schlosses erklären:

„Der König will, daß Preßfreiheit herrsche; der König will, daß der Landtag sofort berufen werde; der König will, daß eine Konstitution auf der freisinnigsten Grundlage alle deutschen Länder umfasse; der König will, daß Preußen sich an die Spitze der Bewegung stelle; der König will, daß eine deutsche Nationalflagge wehe.“

Das war die Folge der Revolutionsbewegung vor dem 18. März, — und drei Tage nach dem 18. März, am 21. März, zieht er durch die Straßen Berlins und läßt eine schwarzrotgoldene Fahne vor sich hertragen und erklärt, — merken Sie sich das, meine Herren, und schreiben Sie sich auf, was ich Ihnen sage, denn es ist für die Nachwelt:

„Ich will nichts usurpieren, will nichts als deutsche Freiheit und Einheit. Ich trete an die Spitze von Deutschland; in dessen Einheit und Freiheit besteht fortan Preußen, nicht anders.“

Hätte damals der König von Preußen Wort gehalten, dann wären die späteren Kämpfe nicht notwendig gewesen, dann brauchten wir keinen Bismarck, um die deutsche Ein-

heit herzustellen. Aber weil der König von Preußen zum Verräter an seinen Worten wurde, sein Versprechen nicht hielt — (Ordnungsruf des Präsidenten). Daß das Junkertum 1806 und 1807 die Niederlage Preußens verschuldete, ist unzweifelhaft. Das Junkertum war und ist seit mehr als einem Jahrhundert die herrschende Klasse in Preußen. Alles, was die Kronenträger Preußens im Laufe der Zeit getan haben, konnten sie, soweit es Gutes war, nur gegen den heftigsten Widerstand des Junkertums durchsetzen. Aber die meisten preussischen Fürsten hatten nicht die Kraft, nicht die Energie und nicht den Mut, es mit dem Junkertum ernsthaft aufzunehmen; und so ist das Junkertum verantwortlich sowohl für das verrottete Staatssystem wie das verrottete Militärsystem, das die Niederlage von 1806/7 herbeigeführt hat.

Herr von Puttkamer hat auch wieder die Verpflichtung des Herrn von Gottes Gnaden angerufen. Meine Herren, schweigen Sie darüber! Wer hat denn die Fürsten von Gottes Gnaden im Jahre 1866 zum Teufel gejagt? Das Volk? Nein! Das war ein Fürst von Gottes Gnaden, der damalige König von Preußen! Und wenn man mit seinen eigenen Herren Vettern von Gottes Gnaden so aufräumt wie er, dann hat auch das Volk das Recht, eines Tages ebenso mit den übrigen aufzuräumen, wenn es das für nützlich hielt. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig! Und reden Sie nur nicht gar zu laut von Ihrem Mut im Jahre 1848! Oder haben Sie vergessen, daß damals der Prinz von Preußen so eilig wie möglich aus Berlin abdampfte, als Possillon verkleidet? Rufen Sie nur nicht jene Erinnerungen wach! Sie sind gerade kein schönes erhebendes Bild für Ihre Rolle in der damaligen Zeit . . .

Der Staat ist das Volk und wohl ohne Fürst, nicht aber ohne Volk denkbar; die Regierung ist die Dienerin des Volkes. Friedrich II. von Preußen hat sich selbst als den „ersten Diener des Staates“ bezeichnet. Die Staatsdiener sind aber abzusetzen, wenn sie sich in Konflikt mit den Gewalten befinden, welche die öffentliche Meinung und die Gesetzgebung bestimmen. Wenn daher einem Parlamente mit Gewalt entgegengetreten wird, so ist es Pflicht eines jeden Staatsbürgers, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Nun ist das Wort von der Verteidigung des Vaterlandes gefallen. Ich habe hierzu damals gesagt: Wenn wir wirklich einmal das Vaterland verteidigen müssen, so verteidigen wir

es, weil es unser Vaterland ist, als den Boden, auf dem wir leben, dessen Sprache wir sprechen, dessen Sitten wir besitzen, weil wir dieses unser Vaterland zu einem Lande machen wollen, wie es nirgends in der Welt in ähnlicher Vollkommenheit und Schönheit besteht. Wir verteidigen also dieses Vaterland nicht für, sondern gegen euch. Und deshalb müssen wir gegebenenfalls das Vaterland verteidigen, wenn ein Angriff kommt. . . .

Wir leben und kämpfen auf diesem Boden, um unser Heimatland, das so gut unser Vaterland, vielleicht noch mehr, als Ihr Vaterland ist, so zu gestalten, daß es eine Freude ist, in demselben zu leben, auch für den letzten unter uns.

Sichte und wir!

„Besiegt sind wir; ob wir nun zugleich verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, ob wir zu allem anderen Verluste auch noch die Ehre verlieren wollen, das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters.“

„Die deutsche Nation ist die einzige unter den neueuropäischen Nationen, die es an ihrem Bürgerstande schon seit Jahrhunderten durch die That gezeigt hat, daß sie die republikanische Verfassung zu ertragen vermöge.“

„Das Reich ist der Bund der Freien, dieses auch allein ist bewaffnet. Der Landesherr darf sich nicht waffnen. (Da wird mir freilich ganz klar, daß es zu einem deutschem Volke gar nicht kommen kann, außer durch Abtreten der einzelnen Fürsten).“

„Was ist nun das eigentlich Nationale? Ich denke: Gegenseitiges Versehen zwischen Repräsentierten und Repräsentanten. . . . Nun gibt es etwas, worüber ganz gewisses Einverständnis herauszubringen ist, die bürgerliche Freiheit. Diese wollen alle. Kein Volk von Sklaven ist möglich. Nicht mehr umzubilden wäre daher ein Volk, noch zum Anhang eines anderen zu machen, wenn es in einen regelmäßigen Fortschritt der freien Verfassung hineingekommen. . . . Das ist ein Hauptgedanke!“

„Ein deutscher Kaiser, der ein Hausinteresse hat, hat zugleich eines, deutsche Kraft zu brauchen für seine persönlichen Zwecke . . . Oesterreich kann nicht Kaiser sein. Preußen? Der Geist seiner bisherigen Geschichte zwingt es, fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reiche. Nur so kann es fortexistieren! Sonst geht es zugrunde.“

„Der Fürst bedarf Mitteilnehmer an seiner Gewalt, so muß in einem solchen Staate der Erbadel sein mit Privilegien, d. i. mit umsonst ihnen geleisteter Arbeit: Es ist des Teufels positiver Wille, Gottes nur zulassender, damit wir uns befreien . . . Die gewöhnliche Abelsehre, Treue gegen den Herrn, ist Tugend des Hundes: nur ein Bild und Symbol der Treue gegen die inneren Gesetze — politischer Köhlerglaube aus Faulheit. — Pflichten des Fürsten? Sie denken wunder wie Großes zu sagen. Die erste wäre die, in dieser Form nicht da zu sein.“

„Ein Fürst soll nicht sein; es soll keiner sich zutrauen, daß er der Ausdruck des Rechtes sei.“

„Dieses Postulat einer Reichseinheit, eines innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staates darzustellen, sind die Deutschen berufen, und dazu im ewigen Weltplan . . . Und so wird von ihnen aus erst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechtes, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne die die alten Staaten nicht bestehen konnten; für Freiheit, begründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt.“

Vorkämpfer deutscher Einheit und Freiheit unter „Schwarz-Rot-Gold“.

Ernst Moritz Arndt

„Das ganze Deutschland soll es sein.“

Arndt wurde wegen seines Eintretens für Deutschlands Einheit 1819 verhaftet und seines Amtes enthoben.

* * *

Hoffmann von Fallersleben

„Einigkeit und Recht und Freiheit!“

* * *

Ferdinand Freiligrath

„Die Freiheit ist die Republik, und abermals die Republik!
Pulver ist schwarz, Blut ist rot, Golden flackert die Flamme.“

* * *

Turnvater Jahn

„Mein Schild führt die Farben schwarz=rot=gold und darin
steht geschrieben: „Einheit, Freiheit, Vaterland.“

(Rede im Frankfurter Parlament 1849).

* * *

Fahnenpruch der Lüthower 1813

„Schwarz, wie die Nacht der Knechtschaft, die wir abschütteln
wollen“ „Rot, wie das Blut, das der Kampf kosten wird“
„Goldene, wie die Freiheitssonne, die dem Vaterlande auf-
gehen soll.“

* * *

Die deutsche Flagge:

„In Kummernis und Dunkelheit,
Da mußten wir sie bergen!
Nun haben wir sie doch befreit, —
Befreit aus ihren Särgen;
Ei wie sie blitzt und rauscht und rollt!
Hurra, du Schwarz, du Rot, du Gold!“
(Ferd. Freiligrath 1848).

Friederich II.:

Im Staat wäre alles verloren, wenn die Geburt mehr gälte als Verdienste. — Eine unglückliche Nation hat immer Feinde. — Geseze sind da, um die Schwachen gegen den Druck der Mächtigen zu schützen. — Der Geist des Menschen ist schwach, mehr als drei Viertel sind für die Knechtschaft des abgeschmacktesten Fanatismus geboren.

* * *

Immanuel Kant (die „Definitivartikel“ in der 1795 erschienenen Schrift „Zum ewigen Frieden“):

1. Die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republikanisch sein.
2. Das Völkerrecht soll auf einem Föderalismus freier Staaten gegründet sein.
3. Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein.

* * *

Jean Paul:

Wollte ein großer Staat nur die Hälfte seines Kriegsbrennholzes zum Bauholz des Friedens verbrauchen; wollte er nur halb soviel Kosten aufwenden, um Menschen, als um Unmenschen zu bilden, und halb soviel, sich zu entwickeln, als zu verwickeln: wie ständen die Völker ganz anders und stärker da.

* * *

Ludwig Uhland (im Frankfurter Parlament der Pauls-Kirche, als er — am 22. Januar 1849 — gegen das Erbkaisertum und für die periodische Wahl eines Reichsoberhauptes sprach):

Ich lege noch meine Hand an die alte offene Wunde, den Ausschluß Oesterreichs. Ausschluß, das ist doch das aufrichtige Wort; denn, wenn ein deutsches Erbkaisertum ohne Oesterreich beschlossen wird, so ist nicht abzusehen, wie irgendeinmal noch Oesterreich zu Deutschland treten werde. . . . Das ist eine

stümperhafte Einheit, die ein Drittel der Länder außerhalb der Einigkeit läßt. . . . Welche Einbuße wir an Macht, an Gebiet, an Volkszahl erleiden würden, das ist hinreichend erörtert, ich füge nur Eines bei: Deutschland ist ärmer um alle die Kraft des Geistes, des Gemütes, die in einer Bevölkerung von acht Millionen lebendig ist.

* * *

Heine:

Wir haben sechsunddreißig Herrn
(Ist nicht zu viel!), und einen Stern
Trägt jeder schützend auf seinem Herzen,
Und er braucht nicht zu fürchten die Iden des Märzens.
Wir nennen sie Väter, und Vaterland
Benennen wir dasjenige Land,
Das erbeigentlich gehört den Fürsten;
Wir lieben auch Sauerkraut mit Würsten.

* * *

„Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupte seiner Fürsten. Abgesehen von einem politischen, hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet. Und wenn auch das Imperium unterginge, so bleibt die deutsche Würde unangefochten. Sie ist eine sittliche Größe; sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, der von ihrem politischen Schicksal unabhängig ist.“
Schiller.

* * *

Monarchisten über die Monarchie und Wilhelm II.

Graf Ernst Reventlow:

„Verschwunden ist die Monarchie, weil die Träger der Monarchie sich persönlich als schwach und unfähig erwiesen, und zwar nicht erst während des Krieges. Sie waren nicht mehr die Führer, die sie hätten sein müssen. Nun ist mit den Personen auch das System verschwunden.“

„Daß der frühere Zustand, wie er war, nicht mehr wieder herzustellen ist, darüber darf man sich keinen Illusionen hingeben.“ (15. 10. 20).

Das wichtigste, was die deutschen Monarchisten zu tun hätten, sei, ihre eigenen Kreise darüber aufzuklären, „daß eine so besessene und diskreditierte deutsche Monarchie nicht wieder aufgerichtet werden kann wie ein umgefallener Stuhl“.

Professor Dr. Reinke, ehem. Mitgl. d. Herrenhauses (Kons.):

„Eine grundsätzlich monarchisch gestimmte Partei darf nicht übersehen, daß bei uns das monarchische Problem auf das engste mit dem dynastischen verknüpft ist; dies ist aber ein vielspaltiges und darum unlösbar. Nicht nur die Hohenzollern sind entthront, sondern neben ihnen stehen die Wittelsbacher, die Württemberger, die Zähringer, die Wettiner, Askanier usw. Sollen sie alle wiederkommen? Für eine Rückkehr der Hohenzollern würde nicht nur in Süddeutschland, sondern in vielen Teilen des Vaterlandes keine Stimmung vorhanden sein.“

„Wo könnte gegenwärtig die monarchische Restitution einsetzen? Bei der obersten Spitze, also als deutsches Kaisertum, gewiß nicht; es ist schon niemand da, den das deutsche Volk zum Kaiser führen würde. Bei Preußen? Der König von Preußen hat seinem Volke die Treue gebrochen, als er es im Augenblick höchster Gefahr verließ und über die Grenze eines neutralen Staates entwich; Gründe der äußeren wie inneren Politik machen seine Rückkehr auf den Thron undenkbar. Etwas günstiger

könnten die Dinge liegen in Hessen, Baden, Württemberg, Bayern. Wollte man in diesen Ländern die Monarchen zurückrufen, so entsteht die Frage: Warum dann nicht auch in Oldenburg, Mecklenburg, Anhalt, Schwarzburg usw.? Die Lösung dieses Problems ist unausdenkbar. Greift man aber einen einzelnen Staat heraus, z. B. Bayern oder Baden, so würde dessen Rückkehr zur Monarchie sich schwer mit der Reichspolitik vereinigen lassen und darum voraussichtlich den Anfang der Auflösung des Deutschen Reiches bilden, die wir alle doch nicht wollen. Man denke z. B. einen Großherzog von Baden, der dem Reichspräsidenten Ebert unterstellt wäre. So scheitert schon an der Vielzahl der Einzelstaaten und ihrer Dynastien die Wiederherstellung der Monarchie, ganz abgesehen davon, daß Republikaner die Mehrzahl der Bevölkerung bilden.“

Dr. von Campe, Mitgl. d. Reichstags (Deutsche Volkspartei.)

„Wer kann heute an die Einführung der Monarchie denken? Haben wir denn die 20 Fürsten, die dazu berufen wären? Schon daran scheitert die praktische Möglichkeit.“

Graf Dofadowstj:

„Es wäre eine Uebertreibung, zu behaupten, daß all das politische, wirtschaftliche und sittliche Elend, unter dem unser Volk leidet, eine Folge der Revolution sei. Die Ursache hiervon liegt in der seelischen, körperlichen und sittlichen Erschöpfung des Volkes als Folge eines 4 $\frac{1}{2}$ jährigen Krieges, der uns überanstrengt und unsere Widerstandsfähigkeit geschwächt hat.“ (9. 11. 1918).

Kronprinz Wilhelm („Erinnerungen“):

„Bei meinem Vater aber schien es mir oftmals, als wäre die Sprache ihm gegeben, damit jedes Fältchen seiner reichen und sprudelnden Gedankenwelt dem Partner offenbar würde.

Immerhin haben aber solche von Jugend an erlebte Erfolge und mehr noch die daran anschließenden Bewunderungsbezeugungen und Schmeichelreden gefälliger Freunde oder Hofleute seinen Blick für die Zweckmäßigkeit dieser Hingabe aller letzten inneren Reserven ebenso wie seine Einsicht darin getrübt, daß der

einzelne — und wäre er ein Kaiser und eine noch so stürmisch wollende Persönlichkeit — am Ende leicht wiegt gegenüber großen weltbewegenden Strömungen der Zeit. Daß ihm die ganze Größe der aufziehenden Gefahr solange nicht zum Bewußtsein kam, mag mit an diesem Mangel an Augenmaß in der Beurteilung seines persönlichen Einflusses liegen. Hier ist ihm manche Ueberschätzung unterlaufen — hier ist sein gutgläubiges Vertrauen zweifellos nicht selten von klugen Gegenspielern in Sicherheit gewiegt worden...

Die Fähigkeit, Menschen und Verhältnisse richtig — das heißt objektiv und realpolitisch, ohne diese Fehlerquelle persönlicher Ueberschätzung — zu beurteilen, ist für den Herrscher und Staatsmann von höchster Wichtigkeit. Sie ist dem Kaiser nicht in vollem Maß gegeben...

„Die hergebrachte und während der Regierung Seiner Majestät besonders stark betonte Idee von „Erhabenheit“ der Herrscherstellung, die in dem Worte schon bildhaft ausgedrückte Auffassung, daß der Fürst, König, Kaiser hoch über der Schicht der Regierten stehen müsse...“

„Auf Grund dieses breiteren Einblicks in die Triebkräfte der Massen und der Zeit erschienen mir viele von den Grundideen, an denen der Kaiser und seine Regierungsmethode festhielten, wurzellos geworden und nicht mehr vereinbar mit dem Geiste einer auch neuzeitliche Erscheinungen und Entwicklungen weise in Rechnung stellenden Monarchie.“

„Ich erinnere mich mancher Fälle, in denen irgendeine Exzellenz, die ausgezogen war, um dem Kaiser Vortrag über eine bestimmte brennende Frage zu halten, wohl mit dem guten Eindruck von der Lebhaftigkeit, Frische und Mittheilbarkeit Seiner Majestät, vielleicht auch bereichert in seinem Wissen über irgendein Gebiet der Forschungen oder der Technik, aber ohne seinen eigenen Drang losgeworden zu sein, wieder nach Hause strebte. Wer nicht mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit seinen Vortrag durchsetzte, dem konnte es geschehen, daß er statt dessen einen Vortrag des Kaisers über das gleiche Stoffgebiet erhielt, daß er sich so von vornherein vor vorgefaßten Ansichten sah — und aus der Besprechung verabschiedet war, ehe er auch nur dazu kommen konnte, seinen besonderen Standpunkt zu entwickeln.“

Fürst Bismarck (zu Karl Schurz bei Besprechung der Stellung des amerikanischen Präsidenten):

„Das ist eine Monarchie auf Zeit oder doch beinahe eine moderne Monarchie auf Zeit, und die hat ganz außerordentlich viel für sich. Dann kann man doch einen solchen Monarchen wieder los werden, bevor er den Staatsgaul zum Niederbrechen gebracht hat. Was sollen wir aber mit dem Kaiser machen, der von seinen Vorfahren einen soliden Thron geerbt hat und der nun bald an dem einen Bein, bald an dem andern Bein herumfährt, und niemand kann wissen, wann das gute Hausmöbel zusammenknackt.“

Generalfeldmarschall Alfred Graf von Waldersee (Denkwürdigkeiten):

„Der Kaiser hat doch auf keinem Gebiete eine eigentliche Ansicht und weiß nicht, worauf er hinaus will, er ist von leidlich geschickten Leuten leicht zu beeinflussen und macht die überraschendsten Sprünge nach allen Seiten. Ein Gedanke bestimmt alle seine Handlungen: das Interesse für seine persönliche Stellung, der Wunsch, populär zu sein! Dazu tritt die Sorge für persönliche Sicherheit und schnell zunehmende Eitelkeit. Ich habe den Kaiser Friedrich für einen sehr eiteln Herrn gehalten, der sich gern drapierte und posierte. Der jetzige Herrscher übertrifft ihn aber darin bei weitem. Er hascht geradezu nach Ovationen und hat nichts lieber, als Hurra brüllende Volksmassen. Da er von den eigenen Fähigkeiten sehr eingenommen ist (was leider auf arger Täuschung beruht), so empfindet er Schmeicheleien sehr angenehm.“ (11. 8. 1890).

„Die schwersten Bedenken bei allen, die mit ihm zu tun haben, erregt es, daß er selbst nicht die geringste Lust mehr zur Arbeit hat. Zerstreungen, seien es Spielereien mit der Armee und namentlich der Marine, Reisen oder Jagden gehen ihm über alles; so hat er in der That kaum mehr Zeit zur Arbeit. Er liest sehr wenig, die Zeitungsabschnitte vielleicht noch am regelmäßigsten, schreibt selbst kaum noch, abgesehen von Randbemerkungen auf Berichten, und hält den Vortrag für den besten, der schnell erledigt ist.“ (4. 10. 1890).

„Friedrich Wilhelm IV. liebte sogenannte geistreiche Leute um sich, die aber in der Regel ganz wie er unpraktische Schwärmer waren. Der jetzige Kaiser wünscht nicht einmal kluge Leute und umgibt sich aus Ueberlegung mit Mittelmäßigkeiten und schwachen Charakteren.“ (18. 3. 1893).

Ich gewinne die Ueberzeugung, nicht, daß die kaiserliche Regierung uns schließlich hineinlegen wird, sondern daß dies bereits geschehen ist.“ (31. 1. 1904.)

Hofmarschall Graf Robert Zedlitz-Trübschler („Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof“):

„Er (der Kaiser) lebt eben in vieler Beziehung in zu unbeeinflussbarer geistiger Entwicklung für sich allein und nimmt dadurch an dem wirklichen Pulsschlag der Zeit nicht teil... Die Unwahrheit unserer Entwicklung und unserer Verhältnisse kann uns verhängnisvoll werden und auch für uns Zustände zeitigen, wie wir sie jetzt in Rußland erleben.“ (Geschrieben zur Zeit der russischen Revolution).

„Er (der Kaiser) ist eben leider auch nicht ernst zu nehmen. Er ist ein Kind und wird es immer bleiben. Aber ein Kind mit einer Machtfülle, die alles erschwert, wenn nicht unmöglich macht. **Wehe dir Land, des König ein Kind ist.**“ (22. 12. 1908).

Admiral von Tirpitz (Kriegsbriefe):

„Ich habe aber diese Ziellosigkeit, diese Fanfaren dabei jetzt seit zwei Jahrzehnten miterlebt und gesehen, wie jedes Ressort für sich arbeitet, alles sich an „Ihn“ drängt, dem man den Glauben beibringt, alles selbst zu machen, und von dem so große Vorteile ausgehen. — Byzanz! Und nun haben wir diesen furchtbaren Krieg und dasselbe Durcheinander und dieselbe Ziellosigkeit, vom Gesamtstandpunkt aus gesehen. In Konstantinopel, in der Marine, in der Armee, in der Politik kein Zusammenarbeiten, fast alles immer noch bestrebt, nach dem Kaiser zu spielen, der umgeben ist von weichen Leuten.“

„Herr von N... hat vollständig recht: Es ist ein unerhörtes Versagen unserer Oberschicht, mitverschuldet durch die Spitze. Ich habe ja das die ganze Zeit jahrzehntelang kommen sehen. Wie oft hatte ich Dir gesagt: „wie die Katastrophe einmal kommen wird, wüßte ich nicht, sie müßte aber kommen.“ (26. 3. 1915).

Graf Paul Hoensbroech („Wilhelms II. Abdankung und Flucht“):

„Was uns vernichtet hat — und wie vernichtet! — ist die Mißregierung Wilhelm II.“ „Und wo ist die Quelle dieser Mißregierung? Im unseligen Charakter Wilhelms II.“ „Oberflächlich, frivol, burschikos, selbstherrlich, prunksüchtig, geldstolz, ohne Ernst, ganz aufs äußerliche gestellt, menschenverachtend, freundschaftslos, nachtragend, kleinlicher Anbeter seines kleinlichen Ichs, ohne großen Zug, Pofeur und Schauspieler — und dabei, mit das Schlimmste für einen Herrscher, Feigling ohne persönlichen Mut. Das ist Wilhelm II.“

Potsdamer Kuriosa.

Der Oberstaatsanwalt.

Potsdam, den 13. September 1924.

2. J. 1021/24.

An

das Reichsbanner

Schwarz-Rot-Gold, Ortsgruppe Potsdam

Auf Ihre Anzeige vom 13. August 1924 gegen den Hauptmann a. D. von Bauer: Ich habe das Verfahren wegen Verletzung des § 8 Ziffer 2 des Rep. Schutz-Gesetzes eingestellt. Die Ermittlungen haben folgenden Sachverhalt ergeben. Hauptmann von Bauer hat am Verfassungstage von Frau Lessendorf im Namen seines Vaters als Hauswirt verlangt, sie solle die vor ihrem Fenster hängenden schwarz-rot-goldenen Fahnen entfernen. Als sie dieser Anordnung nicht nachkam, hat er selbst die Fahnen, deren Stücke mit Bindfaden an dem Fenstergitter befestigt waren aus der Bindfadenschlinge gerissen und an sich genommen. Als Frau Lessendorf ihm die Fahne abnehmen wollte, hat er sie zurückgestoßen. Die Fahnen sind nicht beschädigt worden. Irgendwelche Äußerungen über die Fahnen als solche hat der Beschuldigte nicht gemacht. — In diesem Verhalten des Beschuldigten ist ein Beschimpfen der Landesfarben im Sinne des Gesetzes nicht zu sehen, insoweit habe ich das Verfahren eingestellt.

In Vertretung
Unterschrift
Erster Staatsanwalt.

Gegen Lessendorf wurde wegen „unziemlichen Verhaltens“ die Räumungsklage erhoben . . .

* * *

Die Vaterländischen Verbände Potsdams hatten für den 19. Oktober eine Kundgebung gegen das Reichsbanner angesetzt und konnten sofort durch die Presse bekanntgeben, daß sie von der Militärverwaltung den Lustgarten erhalten hatten.

Das Reichsbanner suchte für den 26. Oktober um Ueberlassung des Lustgartens an. Der Antrag wurde vom Infanterie-Führer III abgewiesen.

Vorwärts

Berliner Volksblatt
Zentralorgan der
Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Erscheint täglich zweimal!

★

Drei Beilagen:

„Volk und Zeit“
Illustrierte Sonntagsbeilage

„Heimwelt“
Für Wissenschaft und Unterhaltung

„Frauenstimme“
Blatt für die Interessen der Frauen

Geschäftsstelle: Berlin SW, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Dönhoff 2506—07

Ludwig Frank

Reden ♦ Aufsätze ♦ Briefe

Ausgewählt und eingeleitet von Hedwig Wachenheim

I. Große Ausgabe

mit vier Abbildungen und einem Faksimile 360 Seiten
Halbleinen mit Javapapier gebunden Mk. 10.—

II. Jugend-Ausgabe

mit einem Jugendbildnis Ludwig Franks
135 Seiten — Preis Mk. 2,50

♦

Die ersten Urteile der Presse:

„Vossische Zeitung“ v. 3. 9. 1924: . . . Den Mannheimern und der Reichstagsverwaltung, die ihm Monamente setzen wollen, ist am heutigen Tage seine Freundin, Landsmännin und Parteigenossin Hedwig Wachenheim zuvorgekommen. Ihr Denkmal trägt den Namen Ludwig Frank und ist ein Buch. Aufsätze, Reden, Briefe Franks stehen darin.

„Berliner Tageblatt“ v. 3. 9. 1924: . . . Die Sammlung ist, wie die Herausgeberin in dem vortrefflichen Vorwort sagt, so gewählt, daß die politische Entwicklungslinie Franks deutlich wird.

„Volkswille“ Beuthen v. 3. 9. 1924: . . . Wir erleben das Ringen eines von hohen Idealen begeisterten Menschen um die deutsche Demokratie. Franks Sozialismus war nicht materialistisch oder rationalistisch, für ihn war der organisierte Kampf der entrechteten und ausgebeuteten Arbeitermassen um ihre und der Menschheit Freiheit die wichtigste, menschliche Aufgabe.

Verlag f. Sozialwissenschaft GmbH Berlin SW68

Neue Pazifistische Bücher:

Dr. Oskar Stillich: Deutschland als Sieger! 1,80 Gm.

„In seinem neuesten Werke unterzieht Stillich die Friedensverträge, die Deutschland im letzten halben Jahrhundert als Sieger schloß, also den zu Frankfurt 1871, zu Brest-Litowsk und Bukarest 1918, einer eingehenden Betrachtung. Sein Endergebnis ist, daß diese Friedensbedingungen in mannigfacher Hinsicht noch schwerer gewesen sind als das, was dem deutschen Volke in Versailles auferlegt wurde, und er zieht daraus den Schluß, daß diejenigen, die den Verträgen bis 1918 ihre volle Zustimmung gewährten, kein Recht haben, sich heute über die Bedingungen von 1919 moralisch zu entrüsten.“

Dr. Oskar Stillich: Der Friedensvertrag von Versailles im Spiegel der deutschen Kriegsziele.

2. erweiterte Auflage. 1.50 Gm.

„Wir möchten unsere Leser auf ein vortreffliches Buch verweisen, das uns bislang gefehlt hat. . . . Wer sich wirklich belehren lassen will, der greife zu diesem Heftchen, das die Leser besser und heller macht.“
„Dortmunder Generalanzeiger.“

Dr. Hermann Schützinger: Auferstehung.

Eine Legende a. d. Wahrheit des Krieges. Brosch. 2.50 Gm., geb. 4.— Gm.
„Schützingers Buch redet von dem Gesicht des Krieges, wie es der Frontsoldat erlebte. Wir wünschen das Buch in die Hände von Hunderttausenden Frontsoldaten. Vor allem, damit sie sich erinnern, welche Zeit sie durchmachen mußten, welche Friedenssehnsucht ihre Brust erfüllte, und welch namenlose Verbitterung sie gegen die Kriegsverherrlicher in der Etappe und in der Heimat hegten. „Bremer Volksztg.“

Dr. Hermann Schützinger: Zusammenbruch.

Die Tragödie des deutschen Feldheeres. 1.50 Gm.

„Das Buch Schützingers, das sich auf einwandfreies Tatsachenmaterial stützt, . . . räumt mit der Dolchstoßlegende auf. Schützinger weist nach, daß der Krieg zugleich mit der verlorenen Marneschlacht verloren war, und daß der Obersten Heeresleitung die Führung ganz entglitten war, die einzig und allein nach dem Umfassungsrezept arbeitete.“
„Nordböhmischer Volksbote“, Bodenbach.

Dr. Hermann Schützinger, Bürgerkrieg. 0,80 Gm.

„Der Verfasser betrachtet die Formen und Möglichkeiten eines Bürgerkrieges in Deutschland von der polizei-technischen u. militärischen Seite. Auf Grund seiner großen Sachkenntnis ist er in der Lage, eine Vorstellung zu geben, von der Rolle aller „staatstreuen“ Streitkräfte im Falle eines Rechts- oder Linksputsches. „Volksstimme Frankf. a. M.“

Franz Carl Endres, Das Gesicht des Krieges. 1.20 Gm.

„Wohl kaum ist bis heute auf einem so knappen Raum eine so ausgezeichnete Analyse des Kriegswahnsinns gelungen als in diesem Buche, hinter dessen lebendiger, kristallklarer Sprache man das starke Energiezentrum einer Persönlichkeit fühlt, deren Hand große Fragen groß zu bewältigen weiß. Brutal und doch nie verletzend in der Form, zerreißt Endres die Masken des Krieges. Hier ist eine Fibel für alle, welche die Welt vor einem Abgrund sehen und die Heilkraft des einzigen Mittels — der wahren Völkergemeinschaft — erkannt haben.“

H. Vierbücher in „Der Pazifist“, Hagen.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

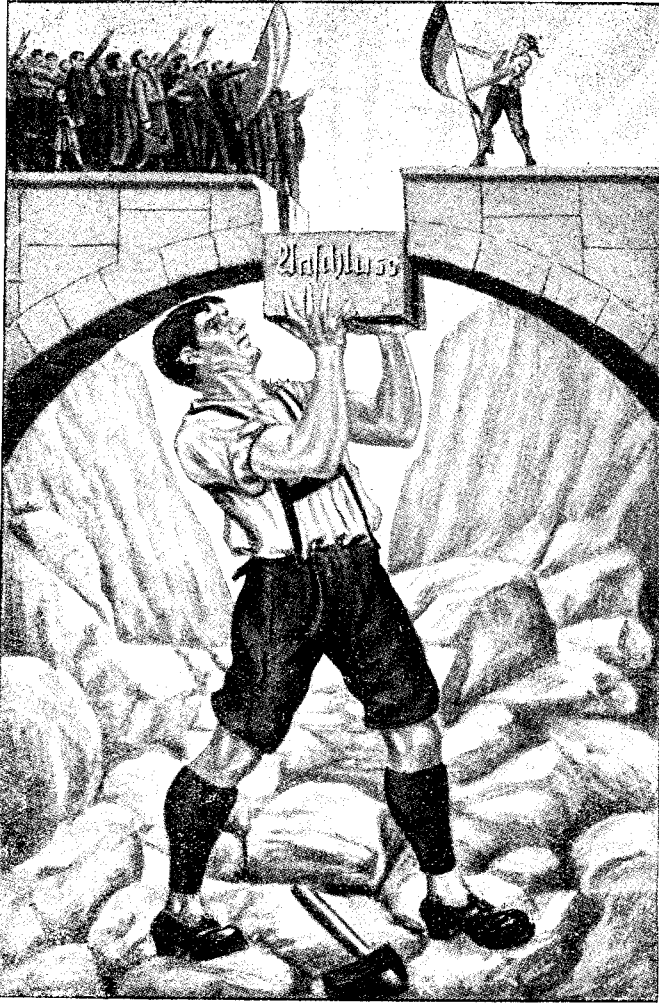
Einzelpreis: 50 Pfennig

Einzelpreis: 50 Pfennig

In der Mitte eines jeden Monats erscheint die Monatschrift

„Oesterreich = Deutschland“

(Heim ins Reich-Verlag, Berlin NW 40)



Wer Verständnis hat für das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes und seinen Einheitsgedanken, der verbreite die Monatschrift

„Oesterreich = Deutschland“!

**Wird die Menschheit durch Krieg unter-
gehen oder durch Frieden gerettet werden?**

Die Antwort auf diese Frage, die die Völker der Erde seit Ende
des Weltkrieges unaufhörlich beschäftigt, erteilt das Buch von

Generalmajor von Schoenaich:

Vom vorigen zum nächsten Krieg

mit Vorworten des französischen Generals Percin
und des englischen Generals Hamilton.

Generalmajor von Schoenaich hat sich durch die Erfahrungen
des Weltkrieges gleich seinem französischen und englischen Kameraden
vom Militaristen zum Pazifisten und Vorkämpfer des internationalen
Verständigungsgedankens gewandelt. Er prüft in seinem Buche die
Frage der Vorteile und Nachteile der Auseinandersetzung durch das
Schwert oder durch friedliche Verträge nach allen Richtungen mit
scharfem Verstand und warmem Menschlichkeitsgefühl. Mit uner-
schrockenem Bekennermut geht er den Vorurteilen zu Leibe, die
Interessenpolitiker und eine vom chauvinistischen Geist beeinflusste
nationalistische Presse immer wieder gegen die Notwendigkeit der
Völkerversöhnung zu schaffen suchen.

In einem Schlußkapitel von visionärer Kraft und prophetischer
Eindringlichkeit

„Der Weltkrieg im Jahre 1930“

entwirft Generalmajor von Schoenaich ein Schreckensbild des mit
allen Mitteln der Technik geführten Zukunftskrieges! Nach vergeb-
lichen Ringen, das unerhörte Opfer an Menschen und Wirtschaftsgü-
tern kostet, erkennen endlich das deutsche und französische Volk
die Unmöglichkeit, mit Hilfe militärischer Gewalt übereinander zu
triumphieren. Das Zukunftsbild klingt in einem allgemeinen Friedens-
kongress zu Brüssel aus, auf dem die beiden erschöpften Völker,
untersützt von den anderen Staaten der Erde, brüderliche Zusammen-
arbeit geloben.

**Freunde und Gegner des Pazifismus müssen
zu diesem Werke Stellung nehmen!**

Der Preis des 200 Seiten starken, gut ausgestatteten und ge-
bundenen Buches ist auf

nur 2.— Mark

festgesetzt, um ihm eine möglichst weite Verbreitung zu verschaffen.

VERLAG DER NEUEN GESELLSCHAFT
Berlin-Hessenwinkel

Durch jede Buchhandlung sowie durch den
Verlag zu beziehen.





Herausgegeben
von der Ortsgruppe Potsdam
des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold
Verantwortlich: Dr. Mischler
Rehbrücke bei Potsdam.

